

(Nachdruck verboten.)

Der Schiffsjunge.

109

Eine Seegeschichte von Peter Egge.

Einzig autorisierte Uebersetzung von E. Brausewetter.

VII.

Vollständige Windstille und eine schreckliche Hitze.

Oben der Himmel blau und mild. Unten schlief das Meer blank und blau und ohne Kräuflung in der glühenden Mittags-sonne.

„Merry Schnor“ war ein kleines Fleckchen, der lebende Mittelpunkt in der großen, ausgestorbenen Welt. Jrgendwo am Horizont hoben sich ein paar schneeweisse Wolken grell gegen den Hintergrund ab, als wären sie von einer derben Hand dort ausgesprengt. Auf der anderen Seite lag ein schwarzer Rauchstreifen von einem Dampfschiff, das seit langer Zeit verschwunden war. Er wurde immer matter in der Farbe, ganz grau und verschmolz schließlich mit dem Blau.

„Merry Schnor“ gehorchte heute nicht dem Steuer. So langsam, daß es gar nicht sichtbar war, ohne Rücksicht auf den Kompaß, trieb sie im Kreise herum. Alle Segel waren auf; aber sie hingen, ohne sich zu rühren, wie nasse Tücher, die zum Trocknen aufgehängt sind.

Längs jeder Planke des Verdecks lag ein Streifen geschmolzenen Peches, auf dem die darüber Gehenden ausglitten. Der Theer tropfte und rann langsam hinunter, und die Anmalung bildete große Beulen, die sprangen, und alle Butter an Bord war flüssig wie Milch.

Die glühende Hitze hatte alles Lebende zum Schweigen gebracht. Die Matrosen gingen ganz bedächtig, wenn sie das Deck überschreiten mußten. Plauderten sie bei der Arbeit, geschah es still und gedämpft, wie in einer Kirche. Auf jeden Laut wurden sie aufmerksam, als wäre er etwas Neues, Fremdes, und sie machten Bemerkungen darüber.

Manchmal kam der dicke, breite Steward aus der Kom-büse, lehnte sich an die Wand und schüttelte energisch den Kopf, so daß die Schweißperlen ringsum aufs Deck herabregneten. Dann wischte er sich Hals und Gesicht ab. Oder er kam mit einem Kübel Waschwasser oder Speiseresten angeschlendert und goß ihn über die Reeling, so daß es im Wasser platschte. Alle blickten auf. Selbst „Jad“, der sich im Schatten des Kajütenganges verkrochen hatte, hob das eine Auge ein wenig auf. Dann schlummerte er weiter, bis jemand über ihn hinwegschreiten mußte, um in die Kajüte hinabzugelangen. Dann hob er wieder ein wenig das eine Auge und schlief weiter. —

Wenn stand am Steuer, nur mit einem Hemde, einer Hose, Schuhen und einem alten Strohhut bekleidet, der von der früheren Mannschaft liegen geblieben war. Die Hitze hatte ihn stark angegriffen und erschöpft. Sein Gesicht und seine Hände waren sonnverbrannt; aber die Farbe war mehr kränklich, als frisch. Das magere, hohläufige Aussehen, das er während der vierzehn Tage, da sie in der Nordsee lagen, bekommen hatte, war noch nicht verschwunden. Wie er da stand und sich bald auf der einen Hüfte, bald auf der anderen ruhete, sah er fast wie ein Rekonvalescent aus.

Vor ihm, sechs bis sieben Schritte entfernt, auf der Backbord-Seite lag Frau Merry Olsen und las. Sie hatte sich eine Matte untergelegt, um nicht mit dem Pech in Berührung zu kommen. Ein mächtiger Regenschirm war über sie ausgepannt. Mehrmals, wenn die Sonne sie traf, weil die Schute sich drehte, stellte sie den Schirm um, so daß sie wieder Schatten bekam.

Wenn hatte es aufgegeben, die Schute auf dem Strich zu halten. Er begnügte sich damit, das Steuer richtig zu stellen und überließ es dann ihm selbst, für den Kurs zu sorgen.

Seit er zum Steuer gekommen, war die Kapitänin für ihn hinter dem Schirm verborgen gewesen. Plötzlich drehte sie sich aber herum: die Schute war so sehr um die Rinde gerrieben, daß die Sonne sie traf. Und nun sah er sie da liegen und zu ihm hinaufgucken.

„Heut' ist es leicht zu steuern!“

„Es ist ganz unmöglich, Frau Kapitän.“

„Und dann ist das Steuern noch langweiliger, als sonst. Nicht wahr?“

„O, ich bin noch so neu, daß mir nichts langweilig erscheint.“

Eine kleine Pause. Sie blickte zerstreut in ihr Buch. Ihre Augen suchten ohne Interesse die Stelle, wo sie aufgehört hatte. Sie las mit müder Miene einige Zeilen und richtete dann den Blick auf das Meer hinaus. Plötzlich blickte sie auf:

„Es ist wahr, Sie haben mir noch nicht erzählt, warum Sie Seemann wurden.“

Sie lächelte so schlaun, als wollte sie sagen: „Ich habe das nicht vergessen,“ und hielt den Blick auf sein Gesicht gerichtet.

„Darüber ist nichts zu erzählen,“ sagte er und sah bald hinaus, bald in den Kompaß hinab. Daß sie heute mit dieser Frage kommen würde, hatte er am wenigsten erwartet. Er fühlte, daß sie ihn anstarrte, daß ihr Lächeln schwand, ihr Blick ernst und forschend wurde, wie es oft der Fall war.

„Seien Sie kein Geheimnißkrämer.“

Pause.

Da drehte sie mit raschem Griff den kolossalen Regenschirm herum, so daß sie ihm wieder verborgen war. Kein Wort, kein Nicken.

Beleidigt! Puh! . . . Warum log er nicht? Es hatte doch keinen Zweck, sie zu kränken. Sie war doch wirklich so freundlich und wohlwollend gegen ihn gewesen, etwas wunderbarlich war ja ein solcher Einfall von ihr, aber all' diese Menschen hier waren ja so wunderbarlich. . . . Wenn sie ihm nur noch einmal fragen wollte:

Er wartete und wartete. Nein, sie blieb versteckt. Er wurde ganz verstimmt, fast ängstlich und war mehrmals im Begriff auszurufen: „Frau Kapitän!“

Ein Weilschen später war sie genöthigt, den Schirm wieder umzusehen, sodas er sie wieder sehen konnte. Aber sie las nun eifrig, blickte nicht auf, und ihr Gesicht war hart und unzugänglich. Der Junge hatte ein Gefühl, als wäre der einzige Lichtpunkt in seinem traurigen Leben erloschen. Dieses Ereignis schmerzte ihn und setzte ihn zugleich in Erstaunen. Es war so plötzlich, so unerwartet gekommen. Er konnte es fast nicht glauben, daß die kluge, hübsche Dame sich durch ihn beleidigt fühlte.

Bald kam ein Matrose und löste ihn ab. Als Benn fortging, hielt er ihr den Kopf zugewandt, so lange noch eine Wahrscheinlichkeit vorlag, daß sie seinen Gruß bemerken könnte. Aber sie blickte garnicht auf.

Daß sie so hart sein konnte! Es würde vielleicht lange Zeit vergehen, bis er wieder mit ihr reden könnte. . . . Er unterdrückte seine Nührung mit aller Gewalt und dachte verwirrt daran, wie leicht ihm das Weinen kam, seit er sich an Bord befand.

In der Noof saßen einige von der Freiwacht beim Kaffee. Er trank schnell eine halbe Tasse und ging dann hinaus, da er fürchtete, den Kameraden seine Bewegung zu verrathen. Auf Deck mußte er noch weniger, wo er hin sollte.

„Wenn, geh hinauf auf die Jockraa und nimm die Seifinger auf, die herabhängen,“ sagte der Steuermann.

Der Junge kletterte hinauf. Während er über der Raa lag, hörte er Jokum bemerken:

„Nein, seht den langen Gorilla da oben. Nehmt Euch in acht, sonst bekommt Ihr ihn noch auf den Schädel!“

Alle lachten und guckten in die Höhe. Nun begannen endlich Benn's Thränen zu fließen. Er wagte nicht achterwärts zu sehen, ob sie noch dort lag und den Hohn seiner Kameraden hörte. Wieder überkam ihn das Einsamtheitsgefühl, unter dem er in den ersten Wochen an Bord so gelitten hatte. In diesem Augenblick winkte ihm keine frohe Hoffnung. Auch das Versprechen der Frau, für seine Abmusterung zu sorgen, konnte ihn in diesem Augenblick nicht trösten.

Dann guckte er in die Höhe nach weiteren losen Seifingen und wurde eine auf der Marsraa gewahr. Er ließ sich gute Zeit, damit seine Erregung sich erst legen konnte und die Thränen fort waren, bis er hinabstieg.

Eine leichte Röhthe stieg am Horizont in Nord-Nord-Ost auf. Sie wurde immer dichter und breitete sich aus, wälzte sich dick und schwarz, wie von einer Feuergluth in der Tiefe herauf. Die kleinen weißen Wolken waren groß und rauch-

artig grau geworden. Ein schwüler Hauch kräufelte die Meeresfläche und schlug die Segel gegen die Raan, so daß die Schoten rasselten.

„Wenn raus, mach' den Großtopp fest! Jokum kann den Wortopp nehmen!“

Wie er an den Wanten hinauffletterte, bebte er vor Angst. Es war ihm einmal passiert, daß er bei starkem Winde das Segel nicht festbekommen hatte, sodaß ein anderer nach und ihm helfen mußte. Er guckte einen Augenblick achterwärts und wurde gewahr, daß die Frau aufstand und in die Kajüte hinabging. So würde sie also nicht sehen, wie ungeschickt er war, und wie schrecklich die Kameraden ihn höhnten, wenn es ihm droben schief ging.

Der Schweiß rann ihm über das Gesicht herab, ehe er noch den Topp erreichte. Die Temperatur war in den letzten Minuten noch schwüler und drückender geworden. Er legte sich über die dünne Raa, schloß die Augen und fühlte die Schweißperlen auf seine Hände herabtröpfeln, während er fieberhaft schnell das Segel aufrollte. Ein Weichen später öffnete er die Augen und maß mit einem Blick die schreckliche Tiefe. Wenn er fiel, würde er unten auf der Pumpe zerschmettert werden!

Er sah dasselbe Bild vor Augen, wie das erste Mal, da er hier oben war: eine blutige Masse auf dem Deck. Und grausend schloß er wieder die Augen.

Er schwang sich auf die Backbordseite hinüber und guckte einen Augenblick achterwärts: vielleicht war sie wieder auf Deck gekommen! Im selben Augenblick schlug ein Windstoß die Besan zur Seite, und er sah sie durch das offene Oberlichtfenster zu ihm hinaufstarren. Sie entschwand ebenso schnell, wie er den Blick auffing, aber er empfand doch eine unendliche Freude. Daß sie ihn im Auge behielt, sich um ihn sorgte, eröffnete seinem Blick eine ganz neue Perspektive. Er stieg die Wanten herab und streckte seine Glieder im Gefühl eines herausgehenden Glückes. Nun durfte er flüstern: Sie hat mich gern, gewiß sie hat mich gern; das sieht man doch! . . . Sie stand auf einem Stuhl, um bis ins Oberlichtfenster hinauf zu reichen. . . . Vielleicht mußte sie noch einen Schemel auf den Stuhl setzen. . . . Ha, ha, ha. . . .

Die Oberlichtfenster und Lukenfenster vorn und achter schlugen plötzlich mit Mirrendem Laut, wie Glas zu. Die Leute sprangen von einem Segel zum andern und hielten sie auf, aber ohne sie festzumachen, denn die Wolken wuchsen ständig. Oben in Nord-Nord-Osten thürmten sie sich zu einer schwarzen Wand auf. Schwere Regentropfen fielen vereinzelt mit kurzem Platschen auf das Deck und das Kajütendach und mit leisem Plumpsen ringsum in das Meer. Dann kamen die Tropfen dichter und schneller: ein Sausen fuhr über das Meer hin, nahm zu und wurde zum Sieden und Brausen. Der Regen glich schwarzen, fingerdicken Stöcken, die pfeilschnell durch die Luft herabsausten, als würden sie aus den Wolken oben herausgestoßen. Sie wimmelten hernieder und spritzten vom Deck und Dach, von der Reeling und den Raan wieder empor. Jeder Gegenstand, den der Regen traf, spritzte Wasser von sich.

Die Schute begann ein wenig zu laufen, sich hin und her zu wiegen und kleine dunkelgrüne Wellen plätscherten gierig an den Seiten empor.

Die ganze Mannschaft stand in Deckleibern unter dem Dach des Kooganges und wartete darauf, daß der Regen vorübergehen sollte. Der Steuermann hielt sich im Kajütengang auf, machte aber mitten im Regen hie und da ein paar Schritte in Luwart hinauf und in Lee hinab, um nach den Wolken zu sehen. Der am Steuer war der einzige Mann an Bord, der unter freiem Himmel stand. Den Kameraden vorn erschien er wie ein gelber Gegenstand von unbefinibar Form. Das Licht brach sich durch die dicke Wasserwand, sodaß die Linien verwischt wurden.

Wenn saß ganz hinten im Koogang, völlig von seinem Glück erfüllt. Schlechtes Wetter hatte sonst immer seine gute Laune verdorben, seit er auf der See war. Aber jetzt achtete er nicht auf die Kameraden, die einig darüber waren, daß nun aus dem Unwetter nichts würde, da Regen gekommen war. Er mußte nicht, daß er ein solches Wetter bisher noch niemals gesehen hatte. Er dachte nur daran, welchen Tag er wieder würde in der Kajüte Messing putzen müssen, und rechnete aus, wann sein Steuerdienst wie heute auf die Nachmittagswache treffen würde. Er rechnete mehrmals nach, um ganz sicher zu sein. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Feier des 1. Mai im Norden vor 300 Jahren.

Der Valborgs-Tag, oder der 1. Mai, ist im Norden schon in uralten Zeiten ein Festtag zu Ehren des Frühlings gewesen.

Das Valborgs-Fest wurde dadurch eingeleitet, daß am Abend vorher Feuer auf den Höhen angezündet wurden. Dieser Brauch ist noch heute in vielen Gegenden des Nordens allgemein üblich. Die Hauptzüge des Festes waren in Dänemark und Schweden folgende: Vom frühen Morgen an waren Alle, sowohl in der Stadt, wie im Dorfe, auf den Beinen. Die ganze waffenführende Mannschaft versammelte sich an einer verabredeten Stelle. Der, dem die Mittel es erlaubten, erschien zu Pferde, die anderen zu Fuß. Sicherlich war es nur eine Ausnahme, wenn es in betreff der Frühlingsfeier im Jahre 1549 in Malmö hieß: „Alle sollen sich zu Pferde einfinden, und zu Wagen alle diejenigen, welche nicht reiten können.“

Alle sollten bewaffnet, „wohl gerüstet,“ an dem bestimmten Orte erscheinen. Im Jahre 1560 liest man hierüber: „Der grüne Mai ward von 250 Personen unter vollem Gewehr eingeleitet, von welchen 31 Rüstungen trugen, 52 mit Büchsen, 85 mit Fellebarden und Speichen bewaffnet waren.“ Auch die Armen konnten sich auf dem Sammelplatz einfinden. „Das arme Volk,“ heißt es, „welches sich kein Rüstzeug halten kann, kann doch mit Spaten, Aegeln und Beilen am Feste teilnehmen.“

Auf dem Lande war der Sammelplatz einer der Bauernhöfe, den man dazu bestimmt hatte; in den Städten trafen sich die Teilnehmer meist vor dem Hause eines angesehenen Bürgers.

„Alle St. Knutsbrüder treffen sich vor der Thür des Altermannes“, heißt es in Malmö 1549. Wenn die Schaar sich versammelt hatte, ordnete sie sich zum Zuge. Das Ziel war der nächste Wald. Nachdem man dort angelangt war, mußte man erst einen Maigrafen wählen. Gewöhnlich wurde derjenige für der geeignetste gehalten, der das meiste und beste Bier in seinem Keller hatte. Sogar in Lund, wo man, wie es scheint, die strenge Gerechtigkeit walten ließ, die Maigrafen nur nach den Jahren, in welchen sie in den St. Knutsverband eingetreten waren, zu wählen, ließ man doch einem Ehrenmann mit gutem Bier ein Pfortchen offen, indem man hinzufügte: „Soweit nicht derjenige, an welchem die Reihe ist, der Ehre halber einem Adelsmanne, oder einer anderen geachteten Person, die Maigrafenwürde anbieten will.“

Das Bier, welches so von den betreffenden zum besten gegeben wurde, war allmählig der für die Maigrafenwahl bestimmende Punkt geworden. Nicht unsonst wurde derselbe am Vormittage der erste Mann auf dem Festplatz — dafür sollte er am Abend traktieren.

An mehreren Orten gab es auch eine bestimmte Lage, wieviel gespendet werden mußte, z. B.: „Eine halbe Wagenladung guten, deutschen Bieres,“ Bezahlung für Becher und Spielleute, sowie für sämtlichen Maistaat für den Festzug und zur Ausschmückung des Hauses.“ So konnte unter Umständen die Maigrafenwürde theuer genug zu stehen kommen. Viele suchten sich auch derselben zu entziehen, indem sie wichtige Geschäfte auf diesen Tag legten, oder solche vorgaben, so daß sie das Dorf oder die Stadt verlassen mußten und so nicht an der Wahl teilnehmen konnten. Man wußte sich jedoch solche „Drückeberger“ auf verschiedene Weise zurückzuhalten. In Malmö wurde 1549 beschlossen, daß diejenigen, welche sich ohne gültigen Grund von der Feier ausschließen, eine Tonne Bier als Strafe erlegen mußten, und an einem anderen Orte wurde einige Jahre später bestimmt: „daß jemand, der am Valborgstage nicht erschiene, doch wohl zum Maigrafen gewählt werden könne; man solle nur den Maikranz an seiner Thür niederlegen und seiner Frau das Bier abfordern.“

Als Zeichen seiner Würde empfing der neugewählte Maigraf nämlich draußen im Walde einen Kranz, welcher entweder vergoldet war und um den Hut getragen wurde, oder sehr weit war und über der Schulter hing.

Die erste Handlung des Maigrafen draußen im Walde scheint, wenigstens in mehreren Gegenden, die gewesen zu sein, eine „Maigrafin“ zu wählen. Hierauf wurde ein jeder der übrigen Teilnehmer des Zuges mit einer Maibrant versehen. Das äußere Zeichen dieser zufälligen Verbindung bestand in einem kleinen Blumenkranz, der ihr von dem Manne überreicht wurde. Diese Kränze wurden am Abend vorher, am Valborgs-Abend, gebunden, und die ledigen Frauen hierzu besonders eingeladen. Sie hatten eine sinnbildliche Bedeutung und bezeichneten „Jungferkränze“. Nachdem die Maibräute so gewählt waren, gab der Maigraf den Befehl, daß alle sich zur Heimfahrt rüsten sollten.

Das dieser Befehl zu bedeuten hatte, sollte der Wald bald empfinden: Alle Mai-Feiernden brachen um die Wette die jungen Zweige und Schößlinge von den Bäumen. Mit diesen in den Händen rückte der große Zug unter Gesang und Jubel, Pfeifen- und Trommelklang nach der Stadt oder dem Dorfe; der Zug bot aus der Entfernung einen Anblick, als käme der ganze junge Wald auf dem Wege daher.

Diese „Heimfahrt“ war es, welche den Mittelpunkt des Festes bildete und ihm diesen Namen gegeben hatte. Beiderseits in den Ortschaften am Dersund hieß es: „Den Mai ins Dorf reiten.“

Der Sang, der von allen Teilnehmern des Zuges angestimmt wurde, war das sogenannte Maikied. Es existieren keine sicheren, zuverlässigen Angaben, wie dieses Lied im 16. Jahrhundert gelautet

hat. Es giebt nur eine Sammlung späterer Aufzeichnungen. Das Märlied war unendlich insofern, als es sich beständig durch neue Zudichtungen verlängern ließ. Der Prediger Jens Madsen Gættorp erzählt selbst, wie er, als er im Jahre 1613 in Landskrona Lehrer war, jedes Jahr neue Reime hinzu dichtete, die an den Märlisten abgesungen wurden.

Sobald der Zug zurückgekehrt war, herrschte in der Stadt oder im Dorfe eitel Freude und Jubel. Diese Stimmung reichte bis tief in die Nacht hinein und äußerte sich auf ungleiche Weise: in dem Tanze der Jugend um die errichtete „Märlstange“, in Scherz und Spiel, und vor allem in dem großen Märlgrafen-Feste, das in dem Hause des gewählten Märlgrafen abgehalten wurde.

Dieser war selbst Vorsitzender bei dem von ihm gehaltenen Biergelage und hierauf Vortänzer im Saale. Tanzte er mit einer „ehelichen, ehrenwerthen Frau“, so sollten alle anderen auch eine solche auffordern. „Nimmt er dagegen ein Mädchen, so sollen alle mit Mädchen tanzen; derjenige, welcher anders thut, büße dafür jedesmal vier Schillinge“.

Um so viel wie möglich den guten Ton aufrecht zu erhalten und gleichzeitig eine höchst nothwendige Hilfe zur Anschaffung des vielen Bieres zu haben, setzte man für alle Verstöße gegen die Regeln des Anstandes Strafgebelde fest. Je reichlicher diese einfloßen, desto reicher war auch die Bewirthung.

Man bekommt eine Vorstellung von dem damaligen Gesellschaftston, wenn man diese Strafbestimmungen durchliest. So kostete es z. B. eine Tonne Bier, wenn man sich betrank und Haus oder Hof verunreinigte; zwei Tonnen Bier, wenn man etwas Unschickliches sagte oder eine Frau oder ein Mädchen beim Tanze hoch emporhob.

Für den passenden Ton unter den Männern war durch Strafen, wie diese, geforgt:

„Wer einem Bruder flucht oder ihn hinwirft, erlege eine Tonne Bier.“

„Wer einem Bruder eine Ohrfeige giebt, oder ihn hart an der Nase nimmt, bezahle vier Tonnen Bier.“

„Dasselbe bezahle derjenige, welcher im Zorne das Messer oder Schwert zieht.“

„Schlägt aber jemand einem Bruder mit dem Becher oder das Bier ins Gesicht, der bezahle sechs Tonnen“ u. s. w.

So gestaltete sich in früheren Zeiten im allgemeinen das Leben am ersten Mai. — Rudolf Gröne.

Kleines Feuilleton.

od. Der erste Klient. Im Hause eines reichen Kaufmanns fand eine glänzende Gesellschaft statt. Einer der Gäste, ein berühmter Rechtsanwalt, machte den Anwesenden interessante Mittheilungen über seine glänzende Karriere.

„Als ich meine erste Vertheidigung übernahm,“ bemerkte er unter anderm, „besaß ich meine jetzige Ruhe und Kaltblütigkeit noch nicht, ich war im Gegentheil äußerst nervös und aufgeregelt. Es war freilich auch ein verzwickter Fall. Mein Klient war nämlich ein durchtriebener Schurke, ein Hollunde, von dessen Schuld ich selbst so überzeugt war, wie jeder andere. Indessen er stammte aus einer angesehenen Familie. Nun, ich war damals ein Anfänger, aber ein Feuergeist, ich übernahm den Fall, setzte meine beste Kraft daran und schwindelte den Lumpen glücklich durch. Was später aus ihm geworden ist, weiß ich nicht. Mir ist er nicht mehr unter die Finger gekommen.“

Als die Tafel eben aufgehoben werden sollte, traf noch ein verspäteter Gast ein, der soeben von außerhalb angekommen war, eine statliche und respektgebietende Persönlichkeit mit sehr viel Selbstbewußtsein, die der Hausherr als seinen besonderen Intimus bezeichnete und seinen übrigen Gästen vorstellte. Als ihm die Namen der letzteren genannt wurden, und die Reihe an den Rechtsanwalt kam, bemerkte der pompöse Mann mit gönnerhafter Miene und wichtiger, weithin vernehmlicher Stimme:

„O, uns Beide brauchen Sie nicht miteinander bekannt zu machen, wir haben schon einmal im Leben miteinander zu thun gehabt. Ja, ich darf wohl sagen, mir verdankt der Herr seine ersten Vorbeern. Wer weiß, ob er das geworden wäre, was er jetzt ist, wenn ich ihm nicht zu einem glücklichen Anfang verholfen hätte. Ich war nämlich sein erster Klient.“

— Auf den westindischen Inseln ist die weiße Rasse sichtlich im Verschwinden begriffen. Die Insel Martinique hatte 1848 noch 25 000 weiße Bewohner; im Jahre 1888 suchten nur noch 8000 Kreolen gegen 180 000 Vollblut- und Halbblut-Neger mühsam einigermassen das Gegengewicht zu erhalten, heute sind auch diese dezimirt. St. Vincent ist verlassen; Tobago eine Ruine; St. Martin liegt halb in Trümmern; St. Christopher ist unwerthig geworden; Grenada von Weißen fast entblößt; St. Thomas, einst der besuchteste, verkehrreichste Hafen, ist im Zerbröckeln begriffen; vielleicht kann sich Trinidad noch einige Zeit halten, weil sehr große dort hineingesteckte englische Kapitalien ihre Einflüsse ausüben, und eine zahlreiche Kuli-Einwanderung den Afrikanern gegenüber noch mächtig zu sein scheint. Sonst aber dürften die einstigen Sklaven-Rassen dazu bestimmt sein, Herren der Inseln zu werden und statt der einst so grausam verurteilten Urbewohner, der Indianer, jene Landstriche in Zukunft zu beherrschen. Denn während das tropische Klima die Willenskraft

und Energie der nordischen Rassen lähmt, ja oft völlig zur Erschlaffung bringt, behagt es der Natur der Neger nach jeder Richtung; und während die mit so viel Heroismus und Verbrechen hergestellte Kultur und erbauten Städte in Trümmer gehen, erwachsen dem Erdboden aus den Ruinen jene zahllosen Hütten der sich mit erstaunlicher Fruchtbarkeit vermehrenden afrikanischen Stämme. Die Natur, mit ihren wiederholten Erdbeben, furchbar wüthenden Orkanen und ihrer mächtigen vegetabilischen Kraft hilft ohnehin das Zerstörungswerk vollenden, so daß Bauten, die in kältern Gegenden Jahrhunderte überstehen, hier in eben so viel Dezennien in Trümmer hinabsinken. — (N. Fr. 3.)

Literarisches.

— I. — Alvide Prydz: „Sunvor auf Haerö“. Autorisirte Uebersetzung von Ernst Brausewetter. Leipzig 1897. Georg H. Wigand. — Das vorliegende Buch ist eines jener nordischen Literaturzeugnisse, die durch Einfachheit der Sprache und plastische Klarheit der Schilderung einen so vornehmen Eindruck auszuüben wissen. Sunvor auf Haerö, die letzte ihres Stammes, ist ein starkes und zugleich eigenartiges Mädchen, voller Klugheit und Herzengüte. Sie hat ihre Neigung dem jungen Mediziner Ewen Torgeresen geschenkt, der in leichtsinniger Weise mit der Liebe und dem Gelde seiner Braut umgeht. Als Sunvor einen Einblick in das Privatleben ihres Verlobten bekommt, löst sie das Verhältniß zu ihm auf. Es kommen Tage und Wochen einer einsamen, stillen, doch nicht weithlichen Trauer, bis der Hadesvogel den finsternen Pann löst und Sunvor's Liebe gewinnt. Aber auch diese Neigung soll nicht ausreifen; Sunvor entdeckt, daß der Hadesvogel dem Trunke ergeben ist. Nach langen, schweren Kämpfen sagt sich das Mädchen von ihm los, um wenige Tage darauf durch einen Sturm ein Grab in den Wellen des Meeres zu finden. — Die etwas breit angelegte Geschichte weiß, trotz der flotten und stimmungsvollen Uebersetzung, doch nicht in dem Grade zu interessieren, wie es die Nordlandsgeschichten gewöhnlich thun. Die Details sind allzu sehr mit Vorliebe behandelt und sorgfältig ausgepinselt, so daß das eigentliche Thema gewissermaßen nur so nebenbei mit unterläuft. —

Archäologisches.

— Interessante archäologische Funde sind vor einiger Zeit in Umbrien in den Ruinen einer noch in ihren Umfassungsmauern kenntlichen antiken Stadt bei Civita Alba gemacht worden. Es wurden, wie die „Verl. Phil. Wochenschr.“ nach einem ausführlichen Berichte in den „Not. degli scadi“ mittheilt, zahlreiche Reste von Straßenpflaster, Hausmauern, Kunstgegenständen, besonders große Terralottagruppen gefunden, die einiges Licht über jene noch namenlose antike Stadt verbreiten. Danach scheint die Stadt keine römische Gründung, aber vor dem Jahre 295 v. Chr. erbaut zu sein. Die bemerkenswerthesten der gefundenen Terralottafiguren sind drei Gruppen, von denen die erste die schlafende Ariadne, von Satyrn überrascht — fünf Figuren, wie eine Siebelkrönung angeordnet — darstellt, die zweite einen ähnlichen Gegenstand, nur anders komponirt, während die dritte Gruppe ein ganz neues Motiv darstellt, indem zwei weibliche geflügelte Figuren zwei Zipfel eines großen Luches heben und so eine Art von Umrahmung für eine Figur in der Mitte, die nicht erhalten ist, bilden. Ueber der Mitte erscheint schwebend eine dritte Flügelfigur, die wohl einen Kranz über die fehlende Figur hielt. In diesen Gruppen, welche die Siebelkrönungen eines Tempelchors gebildet haben mögen, wurde eine zweite Reihe kleiner Figuren gefunden, die zu dessen Fries gehört zu haben scheinen. Sie stellen einen Kampf gegen Gallier dar und bieten interessante Vergleiche mit den Pergamenern. Dargestellt sind Gallier auf dem mit zwei Pferden bespannten Streitwagen, Fußsoldaten mit dem viereckigen Schilde und langem Haare, Barbarenköpfe mit Adlernasen, die Leiber nackt oder nur wenig bekleidet, dazwischen eine Figur der Artemis, in der ganzen Haltung der Artemis vom Pergamener Altar so sehr entsprechend, daß es wahrscheinlich ist, daß der Meister von Civita Alba den Pergamener Altar gesehen habe. Die Gallier sind als Plünderer dargestellt, zum theil mit geraubten Gefäßen. Die Skulpturen sind jünger als der Pergamener Altar aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr. Künstlerisch gehören sie zur italisch-etruskischen Skulptur der alexandrinischen Zeit. Die Gallierstatuen sind bedeutend durch die Gesichtsbildung, die Tracht und durch das dargestellte Ereigniß. Von besonderem Interesse sind die Siebelkrönungen mit Dionysos und Ariadne. Die Darstellungsart ist malerisch, d. h. die Figuren auf verschiedenem Niveau, zum theil hinter einander. Dionysos wie Ariadne und die Niederlage der Gallier sind in italisch-etruskischen Denkmälern noch nie in so alter Zeit gefunden. Die erwähnten Funde sind bei einer zufälligen Grabung für eine Baumplanzung gemacht worden. —

Medizinisches.

— „Theorie Schenk“. Aus Wien wird gemeldet: Das Werk des Professors Schenk über die Beeinflussung des Geschlechtsverhältnisses ist unter dem Titel „Theorie Schenk“ erschienen. Professor Schenk führt aus: Zuckerkranken Frauen bekommen fast durchschnittlich weibliche Nachkommen. Es haben nun genaue Harnuntersuchungen ergeben, daß es Frauen giebt, die, ohne zuckerkrank zu sein, nur weibliche Nachkommen haben; doch fanden sich in deren Harn ganz minimale Zuckerspuren. Schenk versuchte, diese minimalen Zuckerspuren zu entfernen, indem er diesen Frauen kohlenstoffreiche Nahrung sowie als möglich entzog und dafür eine große Menge

Eiweißsubstanzen (Fleisch, Fische u. s. w.) zuführte. Es gelang in mehreren Fällen, den Zucker ganz zu entfernen und männliche Nachkommen zu erzielen. Weitere Untersuchungen ergaben, daß auch ein Gewicht auf die sogenannten reduzierenden Substanzen (Harnsäure, Harnfarbstoff, Kreatinin) zu legen ist. Schenk fand, daß diese reduzierenden Substanzen im Harn sich in jenen Fällen, wo es sich um einen männlichen Nachkommen handelte, vermehrt zeigten, so daß er zu der Schlussfolgerung gelangte: Um männliche Nachkommen zu erzielen, darf im Harn kein Zucker sein; die reduzierenden Substanzen aber müssen vermehrt sein. In solchen Fällen, wo Harnzucker nicht entfernbar ist, ist es nach Schenk's Ansicht unmöglich, einen Einfluß auf das Geschlecht zu nehmen. Hat man, sagt Prof. Schenk, die Grundzüge dieser Lehre vor Augen, so ist es begreiflich, daß man in gewissen Fällen in der Lage sein kann, männliche Nachkommen durch unsere Einflußnahme zu erzielen. Der Wunsch aber, weibliche Nachkommen zu erhalten, bleibt eine Forderung, für die man bisher keine direkte Weisung geben kann. Schenk führt dann aus, seine Methode wirke um so sicherer, je früher sich die Frau der Behandlung unterziehe. Diese Behandlung soll mindestens zwei Monate vor der Befruchtung beginnen und bis zum dritten Monat der Schwangerschaft fortgesetzt werden. Es sei nothwendig, daß die Frau in dieser Frist sich fortgesetzt den ärztlichen Rathschlägen unterwerfe. Die Ernährung des Weibes richte sich nach der Art der Verarbeitung der Nahrungsmittel und hänge nicht allein von diesen ab; ob und wie Nahrungsmittel in entsprechender Weise beim Verbrennungsprozesse ausgenutzt werden, bleibt für den Zweck von Wichtigkeit. —

Aus dem Thierleben.

— u. Simulirende Schlangen. Die bei gefangenen Räkern und anderen Insekten so bekannte Erscheinung, daß sie die Füße an sich ziehen und unbeweglich bleiben, als ob sie todt wären, eine Erscheinung, die man übrigens auch bei kleinen Vögeln und sogar bei kleinen Säugethieren beobachten kann, ist jüngst, und zwar gleich von drei Beobachtern, unabhängig von einander, auch bei Schlangen wahrgenommen worden. Findet die gefangene Schlange kein Mittel, zu entfliehen, so fällt sie schlaff zusammen, öffnet den Rachen und läßt die Zunge unbeweglich heraushängen; es niht nichts, eine so todt scheinende Schlange irgendwie zu reizen. Hebt man sie in die Höhe, so läßt sie den Kopf und Schwanz herabhängen; wird das Thier aber in ein Gefäß mit kaltem Wasser gebracht, so wird es sofort wieder lebendig. Es ist noch unentschieden, ob die Schlangen sich absichtlich todt stellen oder ob sie sich in einem eigenartigen Nervenzustand befinden. Einige Biologen meinen, die Thiere verstellen sich, um sich vor Feinden, welche keinen Kadaver fressen, zu schützen, andere Forscher aber trauen den Kriechthieren eine so weitgehende Uebersetzung nicht zu, sondern erklären das Ganze für eine Art Starrkrampf, der die Thiere infolge des plötzlichen Schrecks befällt. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Nachtdufte Pflanz. die bei Tag mehr oder weniger geruchlose Blüten haben, giebt es in großer Zahl; die Nachviole ist eine der bekanntesten davon. H. Theulier berichtet im „Gardin“, daß zu denselben auch eine Dickpflanze *Crassula lactea* gehöre, die bisher für duftlos galt, aber nachts einen sehr feinen und starken Duft ausströmt, der zwischen Nelken, Heliotrop, Narzissen- und Jasminduft eingereiht werden kann. Die Pflanze ist besonders merkwürdig durch die Leichtigkeit, mit der die Blüten auch bei Tage zur Duftentbindung gebracht werden können, sobald man sie kurze Zeit an einen dunklen Platz stellt. Nirgends zeigt sich die unmittelbare Beziehung zwischen Belichtung und Duftunterdrückung so auffällig wie hier. Der Duft dient solchen Nachtblüheren bekanntlich hauptsächlich dazu, Dämmerungs- und Nachtfalter anzulocken, welche fremden Blumenstaub mitbringen und die Pflanzen befruchten. —

Mineralogisches.

is. Prüfung von Kohle mit Röntgen'schen Strahlen. Eine Entdeckung von ganz außerordentlicher Tragweite soll nach „Industries and Iron“ Carl D. Haskins in Philadelphia gemacht haben, wonach sich der Brennwerth der Kohle durch eine Untersuchung mit Röntgen'schen Strahlen sofort ermitteln läßt. Der Brennwerth der Kohle steht in einem zuverlässigen Zusammenhange mit dem Aschengehalt derselben. Ein Kohle, die viel Asche zurückläßt, hat natürlich einen verhältnißmäßig geringen Gehalt an brennbaren Bestandtheilen und umgekehrt. Eine Bestimmung des Aschengehaltes der Kohle kann nun mit ziemlicher Genauigkeit bei einer Durchleuchtung mit Röntgen'schen Strahlen gewonnen werden. Der Schatten, den ein Stück Kohle von gegebener Größe und Dicke auf dem fluorescirenden Schirm hervorruft, steht hinsichtlich seiner relativen Tiefe in direktem Zusammenhange mit der Menge des ascheerzeugenden Stoffes, der in dem Kohlenstück enthalten ist. Wenn man von einer Reihe von Kohlenproben, deren Aschengehalt bekannt ist, den Schatten daneben auf einen Schirm fallen läßt, so kann man leicht ermitteln, welcher dieser Proben die zu untersuchende Kohle in ihrer Zusammenetzung am nächsten steht. Man kann durch dieses Verfahren, das an die Bestimmung des Zuckergehaltes der Rüben durch das Polariskop erinnert, sofort den Aschengehalt der Kohle auf den Zentner mit einer ziemlichen

Genauigkeit angeben, ohne erst langwierige Heizversuche anstellen zu müssen. —

Astronomisches.

— Die Massen der Planetoiden. Neue Untersuchungen von Kobel, Ravens und Parzer führen zu dem Schlusse, daß die Totalmasse der kleinen, zwischen den Bahnen von Mars und Jupiter kreisenden Planeten, deren Zahl am 27. August 1897 428 betrug, zusammen nur den zehnten Theil der Mondmasse, oder $\frac{1}{10000}$ der Erdmasse ausmache. Da die Entdeckungen sich jetzt verlangsamen, so ist anzunehmen, daß die Mehrzahl der Planetoiden, soweit es sich um Sterne bis zur vierzehnten Größe handelt, entdeckt sei. —

Humoristisches.

— Wichtig für alle Interessenten. Für im Neben nicht geübte Minister sind seit einiger Zeit gedruckte Formulare in Anwendung gekommen, die sich bei den Versammlungen der verschiedensten Interessentenverbände vorzüglich bewährt haben. Die Formulare haben folgenden Wortlaut:

M. G.! Sie dürfen sich versichert halten, daß die Regierung die Entwicklung ^{der} des nach wie vor mit größtem Interesse verfolgt und ein warmes Herz für die Bedürfnisse ^{der} des hat. Treten Sie mit Ihren Wünschen an die Regierung heran und Sie werden finden, daß die Forderungen ^{der} des einer wohlwollenden Prüfung unterzogen werden.

Die Zettel sind nur so groß, daß sie zur Noth in einem Cylinder bequem untergebracht werden können. —

— Ein frommer Irländer. „Patril“ — sagte ein Priester zu einem Irländer, — „wie viel Geld hast Du gestohlen?“ „Ach, Schwürden, da will ich mich gleich zu dem ganzen Schober bekennen, denn in der ersten finstern Nacht werde ich mit meiner Frau den Rest doch noch holen.“ —

— So sind die Menschen. Wenn ein Bestimmt ein Haar aus seiner Zigarre zieht, flucht er ganz sicher; der Optimist betrachtet es mit Schmunzeln und sagt: „Na, 's ist dennach also keine Maschinen-Gemachte!“ — („Jugend.“)

Vermischtes vom Tage.

— Der Literaturhistoriker der „Post“ schreibt: „Anzengruber kann am 29. d. M. ein Jubiläum feiern. In diesem Tage vor fünfundsanzig Jahren trat derselbe zum ersten Male mit einem Bühnenwerk, dem Schauspiel „Elfriede“ in die Oeffentlichkeit, welches einen Mißerfolg hatte.“ — Bekanntlich ist Anzengruber im Jahre 1889 gestorben, und „Elfriede“ ist nicht sein erstes Bühnenwerk. —

— Eine sonderbare Aufgabe stellte sich eine französische Sängerin in Hamburg. Sie wollte, um Aufsehen zu erregen, ein Kopie der Pyette Guilbert in Stimme, Bewegung und Vortrag geben. Es soll ihr aber sehr wenig gelungen sein. —

— Im Dorfe Buschen bei Wohlau brannten 7 Gehöfte nieder. Als der Brandstiftung verdächtig wurde ein Stellenbesitzer verhaftet. —

— Zwei Landwirthe auf Krägeloh bei Zurstraße geriethen mit einander in Streit, als die Kühe des einen auf das Gebiet des andern übertraten. Der Besitzer der Kühe zog dabei einen Revolver und schoß mehrere Male auf seinen Gegner. Letzterer erlag kurz darauf seinen Verletzungen. —

— Aus Gainbach bei Wien wird berichtet, daß die Schwalben erst zwei Wochen nach dem Ruckuck und gegen andere Jahre um drei Wochen verspätet angekommen sind. —

— Der bisherige Bezirksleiter von Sissel, Badovinac, reiste am Tage vor der Uebergabe des Amtes an seinen Nachfolger nach Wien ab und vergiftete sich in Steinbrud. Er hatte, wie darauf festgestellt wurde, Defraudationen in der Höhe von 20 000 bis 30 000 fl. verübt. —

c. e. In Warschau hat die Mode, grüne Schuhe und Handschuhe zu tragen, plötzlich aufgehört, da sich das Gerücht verbreitete, daß die grüne Farbe besonders während der warmen Jahreszeit leicht Blutvergiftung hervorrufen könne. —

c. e. Sämmtlichen Anhängern der im Kaukasus aufstigen Sekte der Dschoboren ist mit Ausnahme der im wehrpflichtigen Alter stehenden Jünglinge gestattet worden, ins Ausland auszuwandern. Vorher müssen sie schriftlich auf ihre Rechte auf Land verzichten. —

— In Glasgow wurden mehrere große Baarenhäuser durch eine Feuerbrunst zerstört. Der Schaden beträgt 3 Millionen Mark. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 1. Mai.